

WIE EIN UNBEGABTER ZUR MACHT KAM

Erich Honecker hat seinen ersten Biografen gefunden.

Kann man heute, 13 Jahre nach Honeckers Sturz, schon eine Honecker-Biografie schreiben? Man kann. Norbert Pötzl hat es bewiesen: „Erich Honecker. Eine deutsche Biografie.“ Es wird nicht die letzte sein, aber ein verdienstvoller Anfang ist gemacht. Neben dem allgemein zugänglichen Material bezieht Pötzl auf seine Befragungen von Zeitzeugen, die mit Honecker persönlich zu tun hatten, halb Ost, halb West. Denn es ist besonders schwer, hinter Honeckers maskenhaftem Auftreten etwas von der Persönlichkeit zu entdecken.

„Die Frage drängt sich auf: Wie konnte ein äußerlich so unscheinbarer Mensch, ein intellektuell überforderter und rhetorisch unbegabter Politiker die Machtfülle, die er besaß, erringen und über so viele Jahre erhalten?“ Pötzl beantwortet diese Frage implizit, in einem Gang durch die Geschichte der DDR, die in Geschichten lebendig wird, von denen wir DDR-Bürger damals nichts wussten. Denn das gehört zu den von außen schwer nachvollziehbaren Besonderheiten einer Diktatur: Ihr Innenleben entzieht sich weitestgehend den Beherrschten, weil es keine Öffentlichkeit gibt. Was wir vom Spiel hinter den Kulissen wussten, hatten wir zumeist aus den Westmedien erfahren. Übrigens: Vor 1945 kannte kaum jemand in Deutschland das Wort Auschwitz.

Nach der Lektüre würde ich Pötzls Frage so beantworten: Um seine Machtfülle zu erlangen, musste Honecker zum kommunistischen Adel gehören, sprich altgedienter Funktionär sein, einen Ziehvater haben, das war Ulbricht, und diesen mit dem Segen der sowjetischen Führung und der Mehrheit im Politbüro entmachten. Der letzte Akt vollzog sich so, dass Honecker seinen Personenschutz mit Maschinenpistolen ausstattete, zu Ulbrichts Datsche fuhr, dessen Telefonverbindungen kappte und ihn sein Rücktrittsgesuch unterschreiben ließ. Den Segen der sowjetischen Führung erlangte er, indem er Ulbricht eine liberale Kultur- und Wirtschaftspolitik sowie deutschlandpolitische Alleingänge vorwarf. Pikant daran

ist, dass Honecker sich später mit ähnlichen Vorwürfen konfrontiert sah.

Wie es Honecker gelang, seine Machtfülle zu erhalten, ist schwerer zu beschreiben. Wenn irgendwo, haben wir naiven DDR-Bürger gemeint, dann müssten doch im Politbüro die politischen Grundfragen diskutiert und entschieden werden. Auch Pötzl bestätigt: So war das nicht. Abgestimmt wurde selten und dis-



Honecker auf dem Weg ins Gefängnis*: Unbelehrbar bis zum Ende

kutiert noch seltener, und wenn es einmal zu einer Kontroverse kam, wurde das sofort in Moskau als außergewöhnlich erachtet. Als Ebert aus Alters- und Gesundheitsgründen aus dem Politbüro ausscheiden wollte, hat ihm Honecker das wegen befürchteter Nachahmung untersagt. Das feudalaristokratische Prinzip der Amtszeit auf Lebenszeit musste zwangsläufig zur Gerontokratie

* Mit Botschafter R. James Holger und Ehefrau Margot im Juli 1992 beim Verlassen der chilenischen Botschaft in Moskau.

führen. Und Widerspruch war gefährlich, weil, wer in Ungnade fiel, sämtliche Privilegien verlor. Und so kam, was kommen musste: Honecker nahm die DDR-Realitäten einfach nicht mehr wahr. Anfangs war ihm noch bewusst, dass er von Ökonomie nichts versteht. Schließlich hielt er sich für einen Fachmann. „In Ökonomie macht mir keiner was vor.“ Nicht dass es an warnenden Stimmen vor dem ökonomischen Desaster gefehlt hätte, in das die DDR steuerte, indem sie die „sozialpolitischen Maßnahmen“ mit Devisen bezahlte. Für die acht Milliarden Mark aus dem Häft-

lingsfreikauf wurden Südfrüchte, Schuhe, Textilien gekauft – sozialistischer Kanibalismus. Schließlich brauchte die DDR Westkredite, um die Westkredite zu bedienen. Als Stoph 1982 einschneidende Maßnahmen forderte, war Honeckers Antwort: „Die Worte über einschneidende Maßnahmen wollen wir hier nie wieder hören.“ Ein anderes Mal: „Die Berichte der Staatssicherheit sehe ich mir gar nicht mehr an. Da kann ich mir ebenso gut das westliche Fernsehen ansehen.“

Honecker ein doofer Trottel? Das stimmt auch wieder nicht. Honecker hat es fertig gebracht, die deutsch-deutschen Beziehungen gegen kritische Stimmen aus der Sowjetunion auszubauen. Dabei spielte Herbert Wehner eine besondere Rolle. Aus gemeinsamen kommunistischen Zeiten im Saarland vor dessen Anschluss ans Reich behielt Honecker trotz Wehners Frontwechsel eine herzliche, geradezu bewundernde Beziehung zu ihm. 1973 fragte er ihn: „Muss denn immer alles über die großen Brüder laufen?“, und siehe da, über Wehner und Honeckers Sonderbeauftrag-

ten Wolfgang Vogel ließen sich von da ab viele humanitäre Fälle regeln, bei denen der auf die Sowjetunion fixierte Egon Bahr nichts erreicht hatte.

Aus solchen Gründen ist der von Pötzl gewählte Untertitel: „Eine deutsche Biografie“ berechtigt. Nicht dass Honecker ein Vorkämpfer der deutschen Einheit gewesen wäre. Kapitalismus und Sozialismus vertragen sich wie Feuer und Wasser, hat er gesagt, und noch 1989 erklärt, die Mauer werde noch 50 oder 100 Jahre stehen, wenn es sein muss. Das „Deutsche“ an Honecker war subti-



DDP / SUHRKAMP VERLAG

Verleger Unseld in seinem Frankfurter Verlagsbüro: „Es gibt kein falsches Leben im richtigen“

ler. Da war etwas Sentimentales im Spiel. Pötzl nennt es seine Saartümelei, die Honecker beim lang ersehnten Besuch in Westdeutschland in seiner Heimatstadt vom Redetext abweichend von den Grenzen reden ließ, die uns einmal nicht mehr trennen, sondern vereinen. Und da war dieser Hunger nach Anerkennung, nicht durch irgendjemanden, sondern durch den anderen deutschen Staat und durch die SPD, der Anerkennungswunsch eines Deklassierten.

Wenn man sich an Honeckers Sturz erinnert, kommt zu Recht Mitleid auf. Wie ihm der Übereifer der Genossen Staatsanwälte Anfang 1990 mitgespielt hat – von seinem Nierenkrebs erfuhr er aus der „Aktuellen Kamera“, und im Krankenhaus musste er den Arzt um eine Tasse Kaffee bitten, weil seine Konten gesperrt waren; nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus fand er keine Wohnung, bis ein Pfarrer ihn aufnahm – und wie er mit einer gefälschten Diagnose aus der Sowjetunion nach Deutschland abgeschoben wurde, das ist beschämend. Auch die gesamtdeutsche Justiz hat erst in Gestalt des Berliner Verfassungsgerichts der Wahrheit die Ehre gegeben: Der Mann überlebt seinen Prozess nicht mehr, also Schluss mit der Strafverfolgung. Da war Honecker Opfer. Aber Opfer sind nicht deshalb edel.

Honecker wusste immer ganz genau, was an der Grenze passierte. Einmal hat er selbst das Wort „Schießbefehl“ in den Mund genommen. Und als 1980 in Moskau über eine militärische Intervention in Polen beraten wurde, hatte er in

seinem Redetext stehen, Blutvergießen sei das letzte Mittel, aber „wenn die Arbeiter- und Bauernmacht auf dem Spiele steht“, dann bleibe keine andere Wahl. Den Passus strich er aus seiner Rede, als er merkte, dass die anderen kommunistischen Führer nicht mitzogen. Am 8. Oktober 1989 hatte er die Idee, Panzer durch Leipzig rollen zu lassen, bloß zur Abschreckung. Er ließ sich die Idee ausreden. So war er eben. Manchmal war er nur aus Schwäche human. Besser als umgekehrt – für uns.

RICHARD SCHRÖDER

DER RÖHRENDE HIRSCH

Peter Michalzik will mit seinem Lebensbild des Suhrkamp-Verlegers Unseld ein Denkmal demontieren – gibt sich dabei aber selbst allerhand Blößen.

Er konnte es wieder einmal nicht lassen. Als Suhrkamp im Jahr 2000 das 50. Verlagsjubiläum feierte, gab es natürlich einen Prunkband. Dem Verleger Siegfried Unseld gelang das Kunststück, darin 37 Fotos von sich selbst unterzubringen – dabei hatte das Buch lediglich 96 Seiten. Da war sie wieder, Unselds ständig hervorbrechende Eitelkeit, über

die Herbert Riehl-Heyse einmal geschrieben hat: „Das Aufzählen seiner eigenen Leistungen ist unbedingt ein Hobby Unselds.“

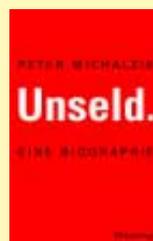
Der heute 78-jährige Siegfried Unseld scheint in seiner Selbsteinschätzung unerschütterlich. Die Umkehrung eines Adorno-Satzes ist sein Lebensmotto: „Es gibt kein falsches Leben im richtigen.“ Nicht ohne Grund, schließlich gilt der Verleger von Hesse, Brecht, Frisch, Walser, Johnson und Isabel Allende als Vorzeigexemplar seiner Branche. In der ersten Biografie des Suhrkamp-Chefs wird das nicht unterschlagen, doch das Hauptinteresse des Journalisten Peter Michalzik gilt der Suche nach den Fehlern, Versäumnissen und Verschwörungen des Siegfried U. Dass der Suhrkamp-Verlag noch vor Erscheinen des Buchs eine 19-seitige „Vorläufige Errata-Liste“ mit tatsächlichen und angeblichen Michalzik-Mängeln an Kritiker verteilte, zeigt nur, dass sich inzwischen die Denkmalspflieger Unselds angenommen haben.

Der Ansatz des Autors ist also durchaus richtig, nur scheint er in Besessenheit ausgeartet zu sein.

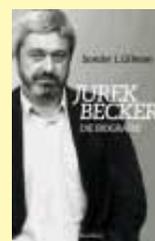
Lang ist die Liste seiner Vorwürfe. Eine kleine Auswahl: Unseld habe eine „nicht unbedeutende Karriere“ in Hit-



Norbert F. Pötzl
Erich Honecker – Eine deutsche Biografie
Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 384 Seiten; 24,90 Euro



Peter Michalzik
Unseld. Eine Biografie
Blessing Verlag, München; 416 Seiten; 23,90 Euro



Sander Gilman
Jurek Becker – Die Biografie
Aus dem amerikanischen Englisch von Michael Schmidt. Ullstein Verlag, München; 336 S.; 22 Euro

lers Jungvolk gemacht und besitze eine „bis heute (...) ambivalente Haltung (...) zum Dritten Reich“. Er habe die eigene Geschichte wie die des Suhrkamp-Verlags geschönt, sei oberflächlich und intellektuell ein taube Nuss, habe Leistungen von Mitarbeitern als seine eigenen ausgegeben. Einiges hiervon ist berechtigt, anderes wenig begründet.

Hier und da wird es jedoch geradezu grotesk. Im Jahr 1968 probten die Suhrkamp-Lektoren die Revolution. Mittels einer neuen „Lektoratsverfassung“ sollte jeder Lektor in allen relevanten Verlagsfragen eine Stimme haben – ebenso wie der Verleger selbst. Unseld wollte seiner eigenen Entmachtung nicht zustimmen und drängte die Aufständischen aus dem Verlag. „Aus dem linken Demokraten“, schreibt Michalzik, „wurde in diesen Tagen der Verlagsbesitzer.“ Das ist erstens falsch (Unseld war schon zuvor Verlagsbesitzer) und zweitens drolig. Kann man Unseld ernsthaft vorwerfen, dass er nicht an der Spitze der Revolution stand? Dass er sich nicht selbst enteignen wollte?

Unseld, das Monster – das ist nicht immer überzeugend. Vielleicht hätte der Verfasser seinen Gegenstand mit etwas mehr Gelassenheit heimsuchen sollen. Der ehemals gläubige Suhrkamp-Jünger Michalzik will hinter die Legenden der Suhrkamp-Kultur blicken. Am Ende liest sich sein Buch dann wie eine Teufelsaustreibung.

Doch es gibt noch gravierendere Probleme. Da Michalzik gerade mal zweieinhalb Stunden mit Unseld gesprochen hat, muss er teilweise wilde Spekulationen anstellen. So will er das problematische Verhältnis des jungen Unseld zum Nationalsozialismus aus der Hauptfigur von Ulla Berkéwicz' Roman „Engel sind schwarz und weiß“ herauslesen. Berkéwicz ist zwar Unselds zweite Ehefrau und damit nahe an der Quelle, ihr Roman sollte aber nicht als Dokumentation missdeutet werden.

Andererseits erfährt man selten Neues, da die Biografie zu weiten Teilen auf bereits veröffentlichtem Material basiert. Darüber hinaus gelingt es Michalzik nicht, uns den Menschen Unseld nahe zu bringen. Wo sind seine Ängste, seine heimlichen Wünsche, wo sind die saftigen Anekdoten, die plastischen Szenen? So ist „Unseld.“ weniger eine Biografie als eine Verlagsgeschichte.

Eine, in der manches auch sehr eigenwillig erzählt wird. Etwa der komplexe Vater-Sohn-Konflikt und Unselds Probleme, einen Nachfolger zu finden. „Da wollte ein junger einen alten Platzhirsch verdrängen. Der alte aber dachte nicht daran, nahm sich eine junge Hirschkuh – und schien ewig der erste Mann am Platze bleiben zu wollen. Da hatte der Jung-

hirsch das Gefühl, dass sich alle über ihn lustig machen. Und der alte konnte eines nie ertragen: wenn seine Potenz angezweifelt wird.“

Mitunter sieht es bei Michalzik eben auch aus wie bei Hempels überm Sofa: Es röhrt der Hirsch. SVEN BOEDECKER

EIN TRAUERIGER HUMORIST

Sander Gilman beschreibt das Leben des Jurek Becker als Spagat zwischen Ost und West.

Fünfeinhalb Jahre nach dem Tod Jurek Beckers legt der amerikanische Kulturwissenschaftler Sander L. Gilman die erste Biografie dieses deutschen Schriftstellers vor. Gilmans Eltern waren polnische Juden wie Beckers Eltern, doch

soll nicht Jiddisch, sondern Polnisch sprechen, um in einer vom Antisemitismus durchtränkten Umwelt nicht sofort als Jude erkennbar zu sein. Um 1934 sind polnische Lager für „anarchische Elemente“ meist jüdischer Herkunft errichtet worden, und in Jureks Geburtsjahr 1937 fordert Polens Außenminister im Sejm, drei Millionen Juden müssten das Land verlassen.

An Jerzy Bekkers zweitem Geburtstag herrscht Krieg. Lodz wird von den Deutschen überrollt, Familie Bekker mit den anderen Juden ins Ghetto getrieben. Die einzige Verbindung nach außen stellen die verbotenen Radios dar, die eher der Hoffnung als der Information dienen: Die meisten Radioberichte erweisen sich im Nachhinein als falsch. Auf diesem historischen Hintergrund wird ein Vierteljahrhundert später das Drehbuch von



Erzähler Becker (1996): „Jüdische Identität erst durch den Antisemitismus“

anders als diese emigrierten sie vor dem Einmarsch der Nazis in die USA. Der Autor, Jahrgang 1944, „kannte und mochte“ seinen 1937 geborenen Helden unter anderem aus gemeinsamen Universitätsseminaren über Beckers literarisches Werk: „Ich war der Ornithologe, er der Vogel.“ Um es vorweg zu sagen: Der seltene Vogel Jurek Becker hat einen „Ornithologen“ bekommen, wie er ihn verdient: Der Biograf hält sich an die präzise aufgeführten Quellen und bleibt, wo nötig, diskret.

Als Jerzy, genannt Jurek, 1937 in Lodz geboren wird, ist diese Stadt die modernste und jüdischste Polens. Vater Mieczyslaw verdient sein Geld als Prokurist, Mutter Anette und er sind nichtreligiöse Juden. Jureks Geburtsname Bekker ist jiddisch für Bäcker. Ihr einziges Kind wollen die Eltern modern erziehen. Er

„Jakob der Lügner“ und wird der gleichnamige Roman entstehen: Im Ghetto hält der fiktive Held den Lebensmut mit Schwindeleien über die angeblich nahenden Befreier aufrecht.

Zusammen mit Jurek wird die Mutter ins KZ Ravensbrück deportiert und stirbt kurz nach der Befreiung durch die Rote Armee an den Folgen der Unterernährung. Dass sie ihre Lageration dem Sohn weitergegeben hat und an seiner Stelle verhungert ist, erfährt Jurek viele Jahre später von einer Kioskverkäuferin auf dem Berliner Kurfürstendamm, die ihn als Sohn der einstigen Leidensgefährtin erkennt.

Der Vater überlebt den Holocaust und macht seinen völlig ausgezehnten, weißhaarigen Sohn im provisorischen Hospital von Sachsenhausen ausfindig. Nur an einem verborgenen Muttermal

identifiziert er den Siebenjährigen; Jurek ist so schwach, dass er getragen werden muss. Eine Rückkehr nach Polen kommt für Bekker senior nicht in Betracht: Über 1000 Juden, schreibt Gilman (und man mag es kaum glauben), seien zwischen Kriegsende und April 1946 in und von Polen umgebracht worden. Der Vater beschließt, mit Jurek in Ost-Berlin zu bleiben. Dort fühlt er sich durch russische Panzer vor deutschen Antisemiten sicher; er päppelt seinen körperlich weit zurückgebliebenen Kleinen mit Schwarzmarktwaren langsam auf.

Um der prekären Existenz des Staatenlosen zu entgehen, verschafft er sich und dem Sohn eine neue, deutsche Identität. Als Geburtsort gibt er Fürth an, denn dort, so hat er in Erfahrung gebracht, sind mit dem Rathaus sämtliche Unterlagen des Einwohnermeldeamts verbrannt. Im Dezember 1945 lässt sich Mieczyslaw Bekker unter dem Namen Max Becker als Opfer des Faschismus registrieren. Jerzy, genannt Jurek, heißt amtlich fortan Georg.

Viele Jahre kämpft der junge Außen-seiter darum, von den Spiel- und Schulkameraden als einer der ihren behandelt zu werden – im KZ hat Jurek nur das Überleben gelernt, und seine Deutschkenntnisse beschränken sich anfangs auf ein paar rüde Befehle. Nichts will er sehnlicher als „aufhören, ein anderer zu sein“, wie er einmal rückblickend gesagt hat. Er setzt alles daran „durchschnittliche Sitten und Verhaltensformen“ zu entwickeln, so „unauffällig wie möglich“ zu sein. Dass einer, dem die Sowjetarmee das Leben gerettet hat, Antifaschist und Sozialist sein muss, erscheint ihm ohnehin selbstverständlich.

Ein Germanistikstudium an der Humboldt-Universität nimmt Becker 1955 auf. Ein Jahr später beginnt seine lebenslange Freundschaft mit dem gleichaltrigen Schauspieler Manfred Krug, und durch diesen lernt Becker den aufmüpfigen Dichter und Sänger Wolf Biermann kennen. Auch wenn Becker im gleichen Jahr SED-Kandidat wird, ist er alles andere als ein Mitläufer und Leisetreter: Wegen wiederholter Renitenz gegen den Staat und „ideologischer Unklarheit in Grundfragen“ wird er 1960 von der Universität relegiert. Fortan steht er unter immer schärferer Stasi-Beobachtung.

Von Kindheit an wollte Jurek Becker Schriftsteller werden. Nun belegt er einen Kurs an der Film- und Fernseh-Hochschule, beginnt, für den Film zu schreiben, und legt der Defa 1963 die erste Drehbuchfassung von „Jakob der Lügner“ vor. Niemand hat es vor ihm

gewagt, die Tragödie der Shoah aus einer „komischen“ Perspektive zu schildern. Als die geplante Verfilmung dieser jüdischen Geschichte in Polen von den dortigen Behörden unter einem Vorwand abgelehnt wird, arbeitet Becker



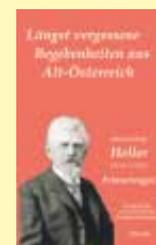
MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Literaturfunktionär Kant, Literat Becker*
Alarmierende Überzeugungen

zornig und kurzentschlossen das Drehbuch in einen Roman um. Er erscheint 1969 und macht seinen Verfasser in Ost und West berühmt. Als einen „vom Geschlecht der traurigen Humoristen“ rühmt ihn ein anderer Ghetto-Überlebender aus Polen – Marcel Reich-Ranicki.

Sorgfältig zeichnet Gilman nach, wie Becker der DDR-Obrigkeit mit wachsender Bekanntheit immer verdächtiger wird. Schon im August 1968, wenige Tage nach der Niederwalzung des tschechoslowakischen Reformsozialismus durch die Panzer der Warschauer-Pakt-Staaten, hat ein Stasi-Spitzel Beckers „entschiedene Wende“ und dessen alarmierende Überzeugung weitergemeldet, „die SU arbeite den Feinden des Kommunismus in die Hände“.

„Jakob der Lügner“ darf zwar doch noch verfilmt werden, aber als Heinz Rühmann sich um die Hauptrolle des Films bewirbt, lehnt Erich Honecker persönlich ab. Jurek Beckers amtlicher Status als „Opfer des Faschismus“ gilt ideologisch als nützlich – deshalb wirbt das Regime sogar dann noch um ihn, als es den Schriftsteller mit dem Stasi-Decknamen „Lügner“ schon lange observiert und drangsaliert. Becker selbst dagegen



Längst vergessene Begebenheiten aus Alt-Österreich.
Jakob Ludwig Heller
1842–1921/Erinnerungen
veröffentlicht von seiner Enkelin Antonie Neumann. Novum Verlag, Horitschon/Österreich; 296 Seiten; 23,90 Euro

* Bei einem Autorentreffen in Scheveningen 1982.

wird nicht müde zu wiederholen, einem nichtreligiösen Menschen wie ihm verschaffe erst der Antisemitismus seine jüdische Identität.

Nach Beckers heftigen Protesten gegen Rainer Kunzes Ausschluss aus dem Schriftstellerverband und Wolf Biermanns Ausbürgerung aus der DDR (1976) wird ihm die Existenz in der DDR endgültig verleidet. Im Dezember 1977 siedelt er – ein singulärer Fall – mit einem Dauervisum nach West-Berlin über. Es ist bezeichnend für die damaligen deutsch-deutschen Verhältnisse, dass Becker in West-Berlin nicht nur weiterhin von der Stasi, sondern jahrelang auch vom westdeutschen Verfassungsschutz observiert wird: Der verdächtigt den Autor mit dem Dauervisum als Ostagenten.

Als „Dissident“ will der heimatlose Sozialist sich im Westen keinesfalls instrumentalisieren lassen, und zwar nicht nur deshalb, weil seine geschiedene Frau Rieke und zwei Söhne in Ost-Berlin dafür büßen müssten. „Der Spagat zwischen Ost und West war Schwerstarbeit“, schreibt Gilman; noch im Sommer 1989 habe Jurek Becker auf eine Veränderbarkeit des Sozialismus gehofft.

deutschen Fernsehen noch lange in Erinnerung bleiben.

Im Dezember 1995 wird ein fortgeschrittener Darmkrebs bei Jurek Becker entdeckt. Die ihm verbleibende Zeit nutzt er intensiv mit seiner zweiten Frau Christine und dem kleinen Sohn Jonathan. Er gibt ein Abschiedsfest für seine Freunde, denen er Cholent zubereitet – „das typischste Sabbatgericht der osteuropäischen Juden“, wie sein Biograf berichtet; bis zum frühen Morgen erzählt Becker ein letztes Mal Geschichten. Im März 1997 liest Manfred Krug in kleinem Kreis aus „Jakob der Lügner“, als sein Freund beerdigt wird.

RAINER TRAUB

DER HERR DER KNÖPFE

Eindrücke aus einem versunkenen Mitteleuropa bewahren die Erinnerungen des Jakob Heller. Dessen greise Enkelin publiziert sie jetzt – 81 Jahre nach dem Tod des Autor.

Als Otto Neumann 1938, im Jahr des Anschlusses, von Wien über Holland und England nach Australien floh, konnte

er nur wenig Gepäck mitnehmen. Mit dem letzten deutschen Schiff, das noch 1939 Sydney erreichte, erhielt er eine Schatulle mit Fotos und Familiensouvenirs sowie ein Bündel Papiere: die handgeschriebenen Lebenserinnerungen seines Großvaters Jakob Ludwig Heller, Kaufmann in der böhmischen Stadt Teplitz. Der hatte Ende 1913, mit 71 Jahren, beschlossen, alles aufzuschreiben, „was mir wert scheint, nicht ganz vergessen zu werden!“, denn: „Denn je älter ich werde, desto leichter vergesse ich Begebenheiten der jüngsten Zeit!“

Fünf Jahre lang, bis 1918, füllte er Seite um Seite mit Erinnerungen und Erfahrungen, er beschrieb das Leben in der Provinz der Donaumonarchie, Reisen in die weite Welt, nach Wien, Leipzig, London und Paris, den Aufbruch in eine neue Zeit: „Mir kam es manchmal vor, als ob die ganze Welt erst im Entstehen und noch ganz jung sei.“

An eine Veröffentlichung seiner Erinnerungen dachte Jakob Ludwig Heller, der 1921 starb, gewiss nicht. Er wollte den Ruhestand nutzen und seinen Kindern und Enkeln mehr als nur eine Fabrik für Knöpfe und einen Groß-



Innenstadt von Teplitz (kolorierter Kupferstich, um 1830)

„Lottleben, schau, wie ich schieß“

Dann aber fällt die Mauer, im lebhaft pulsierenden Berlin bricht eine neue Epoche an. Ihr Chronist wird Jurek Becker in den neunziger Jahren als Drehbuchautor der Fernsehserie um den West-Berliner Anwalt „Liebling Kreuzberg“. Die Titelrolle schreibt er seinem Alter Ego Manfred Krug auf den Leib, das praktische Vorbild und die juristischen Alltagsfälle liefern Otto Schily und seine Berliner Sozietät. Mit keinem seiner Romane, die nach „Jakob der Lügner“ kamen, hat Becker eine ähnlich glückliche Hand gehabt wie mit dieser Serie. Auf ihre Weise steht sie ebenbürtig neben dem berühmten Debüt; sie wird als seltener Höhepunkt von intelligenter, realistischer Unterhaltung im

handel mit Galanteriewaren zurücklassen.

So ruhte das Konvolut mit den Aufzeichnungen über 80 Jahre, bevor es von Hellers Enkelin Antonie Neumann, die heute betagt aber rüstig in Paris lebt, „mit Anmerkungen versehen“ und als Buch in einem kleinen Verlag herausgegeben wurde: „Längst vergessene Begebenheiten aus Alt-Österreich“.

Der Titel gibt den Inhalt genau wieder und stapelt dennoch tief. Denn die „Begebenheiten“, die Jakob Ludwig Heller niedergeschrieben hat, umfassen die Zeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts – Hellers Vater Beer wurde 1809 geboren – bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, über 100 Jahre also aus dem Blickwinkel einer jüdischen Familie, die ihr Judentum nicht problematisieren musste, weil es für sie einfach nicht existierte. Wie den meisten Juden ging es auch den Hellers vor allem um den sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg innerhalb der Gesellschaft, die erstaunlich liberal war.

Beer fängt mit fünf Gulden Kapital als Hausierer an, zehn Jahre später hat er „ein eigenes Geschäft mit einem kleinen wohlassortierten Lager“. Sein Sohn Jakob Ludwig kann dann vom Vater eine Fabrik, mehrere Läden und ein gut gehendes Import- und Export-Geschäft übernehmen, das er weiter ausbaut.

Es tut gut, ein Buch über Juden in Mitteleuropa zu lesen, in dem nicht von Antisemitismus die Rede ist. Was heute die öffentliche Debatte dominiert, der Holocaust, war damals nicht mal eine böse Vorahnung. Die Juden hatten ganz andere Sorgen. Im Revolutionsjahr 1848 wurde auch in Teplitz eine „Nationalgarde“ aufgestellt, zu der sich alle diensttauglichen Männer „freudig meldeten“, unter ihnen auch viele Juden. „Zu ihrem Schmerz aber konnte keiner von ihnen, trotz ihres großen Vermögens, es weiter als bis zum Unteroffizier bringen.“ Einige der jüdischen Gardisten nahmen sogar privaten Nachhilfeunterricht, um das Exerzieren zu lernen. Einer, schreibt Heller, habe seiner Frau, die vom Fenster die Übungen verfolgte, zugerufen: „Lottleben, schau, wie ich schieß!“

Hellers Leben spielt sich zwischen zwei Polen ab: seiner Familie, den vielen Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen, die alle porträtiert werden, und der Frage, wo und wie man am besten Knöpfe und andere Kurzwaren herstellen kann. 1864 richtet er eine Fabrik in Dresden ein, die für den französischen Markt produziert, denn es gab damals schon einen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich, aber keinen zwi-



Becker mit Freundin Karen Schultz in St.-Tropez (1989): „Ich bin der Größte“

schon Frankreich und Österreich, weswegen für österreichische Artikel ein viel höherer Zoll bezahlt werden musste. Heller fährt nach Leipzig, um dort während der Messen Geschäfte abzuschließen und mit Künstlern zu plaudern, nach Berlin und Potsdam, um Museen und Schlösser zu besichtigen, nach Elberfeld, Barmen und Lüdenscheid, wo „die Knopffabrikation seit undenklichen Zeiten zu Hause ist“, um die neuesten Maschinen „für dieselbe“ zu bestellen.

Im Jahr 1869 wird er in Frankfurt am Main in die Freimaurerloge „Schwarzer Adler“ aufgenommen, womit ein „lang ersehnter Wunsch in Erfüllung ging“. Heller beweist als Mensch und als Unternehmer eine erstaunliche Mobilität, ohne Handy und E-Mail bereist er Europa und holt Aufträge nach Böhmen.

Jakob Ludwig Heller, der Herr der Knöpfe, war kein penibler Historiker. Er schreibt so, wie naive Maler malen: bunt, mit Lust am Detail und ohne Distanz zu den Objekten seiner Betrachtung. Eine Episode jagt die andere, er springt in der Zeit vor und zurück, wischendurch sagt er: „Was ich noch sagen wollte“ oder: „Was ich beinahe vergessen hätte.“ Am Ende hat er ein Leben erzählt, von dem er selbst nicht wusste, wie aufregend es war.

Otto Neumann, Jakob Ludwig Hellers Enkel, der die Erinnerungen seines Großvaters gerettet hat, ist inzwischen 90 Jahre alt, lebt in Sydney und spricht noch immer tadellos Deutsch – mit österreichischem Akzent.

HENRYK M. BRODER

FRÜHE LUST AM SPIEGEL

Für die Fans des Tennishelden Boris Becker hat Biograf Fred Sellin allerlei Anekdoten gesammelt.

Der erste Brief an die erste Freundin datiert vom 1. September 1983. Um 21.09 Uhr, wie Boris Becker neben dem Datum exakt vermerkte, hatte er sich mit Füller und Tintenkiller ans Werk gemacht: „Nachdem Du mir einen so netten Brief geschrieben hast, musste Ich Dir nun auch schreiben. Wie geht's? Mir geht's „na ja“. Teils super, weil Ich am Samstag Morgen um 10.00 nach New York fliege, teils schlecht, weil Ich am nächsten Mittwoch Dich nicht in Heidelberg begrüßen kann. Aber Ich hoffe, Ich werde es in New York während dem Match vergessen ...“

Schon als 15-Jähriger war es Boris Becker wichtig, sich aufs Wesentliche zu konzentrieren und das minder Bedeutende auszublenden. Dass er „Ich“ groß schrieb, hat die Empfängerin des Briefs, die schwerstverliebte Andrea aus Hanau, als eine seiner Macken durchgehen lassen.



Fred Sellin
 »Ich bin ein Spieler« –
 Das Leben des
 Boris Becker
 Rowohlt Verlag,
 Hamburg;
 352 Seiten;
 19,90 Euro

Eine andere Macke erlebte sie in der Wohnung der Beckers. Vor einem großen Spiegel übte Boris mit seinem rechten Arm abwechselnd die Bewegungen für Vorhand- und Rückhandschläge, über 30 Minuten, eine Stunde oder noch länger. Zwischendurch strich er sich betont lässig durch die Haare, sprach mit seinem Spiegelbild, halblaut, aber in energischem Tonfall: „*Ich bin der Größte! ...Keiner kann mich schlagen! ... Ich werde die Nummer eins!*“

Als Becker erstmals in Wimbledon triumphierte, baumelte an seiner Halskette zwar ein Ring, den Andrea ihm geschenkt hatte. Doch da war die Liaison praktisch schon vorbei. Andrea hatte Glück. Sie blieb der Öffentlichkeit verborgen.

Fred Sellin, 38, hat sie aufgetan. Sie ist in seiner Becker-Biografie so etwas wie die Kronzeugin für den Leimener, bevor der als „Bum-Bum-Boris“ und „Bobele“ Schlagzeilen produzierte.

Natürlich war Andrea nur eine Episode im Leben des Tennishelden. Aber dass Sellin Randfiguren wie sie zu Tage fördert, ist die Stärke des Buchs. Sie verschaffen neue, aus Beckers Sicht wohl unerwünschte Einblicke in eine Karriere, die so öffentlich verhandelt worden ist wie bislang wohl von keinem anderen Deutschen.

Andererseits tat sich Sellin erkennbar schwer, Zuträger aus der jüngeren Zeit zu finden, die etwas wirklich Neues beizusteuern hatten – und das auch wollten.

Der Autor hat hinnehmen müssen, dass die Becker-Clique eine solide Mauer des Schweigens umschließt: „Becker ist sehr einflussreich, das haben die Leute offenbar im Hinterkopf.“ Der Sportstar selbst war nicht an einer Zusammenarbeit interessiert. Dem Buch hat es nicht geschadet.

Sellin wäre womöglich Kompromisse eingegangen – und hätte der interessierten Welt vorenthalten, dass der Vater Karl-Heinz Becker sich nie dagegen wehrte, als Architekt bezeichnet zu werden, obwohl er nur Bauleiter war; oder dass der ehemalige RTL-Chef Helmut Thoma seinen vorübergehenden Geschäftspartner Becker für „völlig unreif“ hält.

Begebenheiten wie Beckers von der Stasi nur mäßig beachteter Besuch im Ford-Cabrio mit Freundin Karen Schultz bei deren Großeltern in der DDR reiht Sellin zuweilen etwas unverbunden und beliebig aneinander. Und manchmal hätten ein paar frische Gedanken der Anekdotensammlung mehr Halt gegeben.

Eine Frage hätte Sellin, wenn Becker sie denn ehrlich beantwortet hätte, gern gestellt: „Ob er sich wirklich für so gigantisch hält, wie er sich darstellt“. Der Biograf sieht in dem Becker von heute kein Idol mehr, sondern nur noch einen Star: „Er ist eine Medienfigur.“

Das wiederum ist gut für den Buchautor. Von Medienfiguren wollen genügend Menschen alles wissen. Das hat Becker

Das Echo auf den Fall Bahro im Westen war gewaltig: Von Heinrich Böll über Jean Paul Sartre bis Graham Greene und Arthur Miller engagierten sich linke und liberale Intellektuelle für die Freilassung des Dissidenten. Unter den Protestierenden waren auch die Anwälte Otto Schily und Gerhard Schröder. „Die Alternative“ wurde mehr als 160.000-mal verkauft – für ein philosophisch fundiertes politisches Buch, das zudem noch schwer lesbar war, ein irrer Erfolg.

Im Oktober 1979 schob die DDR den lästigen Gefangenen nach Westen ab, wo er bis zu seinem Tod ein intellektuell ungestetes Leben führte. Bahro starb mit 62 Jahren 1997 an Krebs. Fünf Jahre später legen der ostdeutsche Philosoph Guntolf

Herzberg und der Schweizer Journalist Kurt Seifert, beide aus dem intellektuellen Umfeld Bahros, die erste Biografie des sozialistischen Querdenkers vor, der sich bis zu seinem Tod einen „Kommunisten“ nannte, obwohl er längst in andere ideologische Regionen abgedriftet war.

Der erste Teil beschreibt spannend und detailliert das Zustandekommen der „Alternative“, an der Bahro in al-

ler Heimlichkeit zehn Jahre gearbeitet hat, und enthält eine glänzende Analyse der Bahroschen Gedankengänge.

Als die „Alternative“ erschien, wusste Erich Mielke längst Bescheid: Das Buch entstand, wie aus den Stasi-Unterlagen hervorgeht, unter den Augen des Ministeriums für Staatssicherheit, das spätestens Mitte der siebziger Jahre Bahro auf der Spur war.

Seinen Erfolg verdankt die Abrechnung mit dem SED-System, darauf weisen die Autoren zu Recht hin, einem eklatanten Missverständnis: Bahro verstand seine „Alternative“ als ein „ökonomisch-philosophisches“ Grundsatzwerk, doch im Westen wurde es als politisches Buch gelesen, die Kritik der real existierenden SED-Diktatur interessierte, nicht Bahros fundamentale Überlegungen zur Reform des Kommunismus, die mit westlicher Demokratie nicht in Einklang zu bringen waren.

In der Demokratie ist Bahro nie richtig angekommen: Seine Wunschvorstellung, „so etwas wie eine Integrationsfigur der Linken außerhalb der SPD zu werden“, erfüllte sich nicht. Er mäander-



Bahro, Ehefrau Gundula bei der Ausreise aus der DDR (1979)
Schonungslose Abrechnung mit der ostdeutschen Diktatur

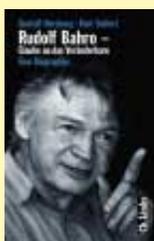
gemein mit anderen Protagonisten der Klatsch-Gesellschaft – ob sie nun Mick Jagger heißen, Mette-Marit oder Hera Lind.

ALFRED WEINZIERL

EIN UNSTETES LEBEN

Fünf Jahre nach seinem Tod erscheint die erste Biografie des SED-Dissidenten Rudolf Bahro. Doch auch sie löst das Rätsel nicht: Warum hat die Stasi das Erscheinen des Buchs „Die Alternative“ zugelassen?

Am 22. August 1977 erschien im SPIEGEL der Text eines bis dahin in Ost und West völlig unbekanntem SED-Kaders – und machte den Autor über Nacht weltberühmt. Der Vorabdruck aus Rudolf Bahros Buch „Die Alternative“, einer schonungslosen Abrechnung mit der ostdeutschen Funktionärsdiktatur, erboste die Herrschenden so sehr, dass sie den Mann einen Tag später verhaften ließen. Im Juni 1978 verurteilte das Berliner Stadtgericht Bahro zu acht Jahren Haft – angeblich wegen nachrichtendienstlicher Tätigkeit.



Guntolf Herzberg/
Kurt Seifert
**Rudolf Bahro –
Glaube an
das Veränderbare**
Ch. Links Verlag,
Berlin;
655 Seiten;
24,90 Euro

te von den Grünen zu Bhagwan, schrieb nach einer Reise zum Diktator Kim Il Sung (zusammen mit Luise Rinser), Elogen auf Nordkorea, suchte später sein Glück in einer esoterisch angehauchten „Lernwerkstatt“ in der Eifel, in der auch freie Liebe heimisch war.

Bahro avancierte mehr und mehr zum Guru – und blieb es auch, als er Anfang der neunziger Jahre in die ehemalige DDR zurückging, an die Ost-Berliner Humboldt-Universität. Sein Hang zu mystisch überhöhten Thesen zur Rettung der Welt, seine verquastenen Schwärmereien von einer „unsichtbaren Kirche“ und vom „Fürsten der ökologischen Wende“ ließen ihn zum Propheten einer kleinen Minderheit werden. Einfluss auf den Mainstream von Politik und Gesellschaft gewann er nicht.

Dieser zweite Teil der Biografie, der Bahros verschlungene Wege im Westen und nach der Wiedervereinigung beschreibt, reicht leider an den ersten Teil nicht heran. Er liest sich über weite Strecken zäh, vor allem deshalb, weil die Autoren weitschweifig aus Bahros widersprüchlichen, schwer verständlichen Texten referieren. Der Versuch, Bahros Gedankengebäude verständlich zu machen, gelingt nicht. Am deutlichsten wird dies an Bahros zweitem Hauptwerk, dem 1987 veröffentlichten Buch „Logik der Rettung“, in dem Bahro eine „Rettungsregierung“ und „die spirituelle Erneuerung des Individuums“ propagiert, die die Welt vor dem ökologischen Untergang bewahren soll. „Über dem Buch liegt“, zitieren die Autoren einen Bahro-Anhänger, „ein Schleier.“ Den vermögen auch Herzberg und Seifert nicht zu lüften – vielleicht, weil sie zu dem Objekt ihrer Biografie zu wenig Distanz haben.

Das womöglich wichtigste Geheimnis um die „Alternative“ bleibt ebenfalls ungelöst: Warum hat die Stasi zugelassen, dass die „Alternative“ im Westen erschien, obwohl sie es laut Aktenlage hätte verhindern können? Gab es doch heimliche Sympathie im Apparat für Bahros Ideen? Wollte eine innerparteiliche Opposition dem SED-Chef Erich Honecker schaden?

Herzberg und Seifert haben dazu auch Markus Wolf und andere Stasi-Größen

befragt – doch von denen nur dumme Antworten bekommen.

ULRICH SCHWARZ

DER BLAUE BETON

Jürgen Trimborn und Peter Kinkel sezieren zum 100. Geburtstag von Hitlers Paraderegisseurin Leni Riefenstahl die Legende einer unschuldigen Dokumentarfilmerin.

Die Amazone war besiegt. Weinend warf sie sich in die Arme eines befreundeten Regisseurs. Von einer Gallenkolik geplagt, war Leni Riefenstahl Anfang Mai 1945 aus Kitzbühel nach Mayrhofen geflohen: „Sie hat dort ihre Villa, ihren Schneidetisch, ihren Vorführraum, vielleicht auch ihre Weltanschauung zurückgelassen“, notiert der Schriftsteller Erich Kästner lakonisch in sein Tagebuch, und er fragt sich weiter, was wohl aus all den fatalen Heldengemächden des Dritten Reichs werden soll, die sich den neuen Herren hatten ergeben müssen?

Leni Riefenstahls Karriere als Filmregisseurin jedenfalls war zu Ende. Aus der Amazone wurde ein streitbares Klagegeweihe. Zu Unrecht habe man sie in Acht und Bann geschlagen, Dokumentarfilme habe sie gedreht, weiter nichts. Zum 100. Geburtstag am 22. August – oder war es der 1000.? – beeilten sich die Gratulanten, der Schöpferin von „Triumph des Willens“ und „Olympia“ in diesem Urteil beizupflichten – endlich, nach fast 60 Jahren. „Was eigentlich können die Deutschen ihr nicht verzeihen?“, fragte Elke Schmitter in einer launigen Laudatio, „einen Handkuss und eine Entschuldigung“ warf ihr der sonst so grimmige Hilmar Hoffmann zu.



ULLSTEIN BILDBEDIENST

Regisseurin Riefenstahl, Auftraggeber Hitler*
„Sie war völlig besessen, sie war wild“

„Riefenstahl – eine deutsche Karriere“ heißt eine neue Biografie, die der Kölner Theater- und Filmwissenschaftler Jürgen Trimborn der Untoten aus dem tausendjährigen Reich auf 600 Seiten widmet. Schnitt für Schnitt seziert er die selbst gewählte Legende einer begnadeten Verschleierungskünstlerin. Schon die Ausdruckstänzerin Riefenstahl habe in den zwanziger Jahren aus hämischen Verrissen die positiven Zeilen herausdestilliert, um sie dem staunenden Publikum als Kritikerlob zu präsentieren. Ihre Karriere als Schauspielerin in Bergfilmen (Kosenamen „Reichsgletscherspalte“) verdankte sie nicht nur ihren umstrittenen Fähigkeiten, sondern auch dem Scheckbuch eines glühenden Verehrers. Der wurde ihr lästig, als Freundschaften mit Juden Karrieren in Nazi-Deutschland behinderten.

In Adolf Hitler hatte Leni Riefenstahl längst einen ungleich mächtigeren Förderer gefunden, der ihr obendrein völlige künstlerische Freiheit garantierte. „Triumph des Willens“ und „Olympia“ gelten heute als Meisterwerke. Vor allem der Parteitagsfilm revolutionierte die

* Bei Dreharbeiten zum Propagandafilm „Triumph des Willens“ auf dem Nürnberger Parteitag der NSDAP 1934.

RIEFENSTAHL Jürgen Trimborn
Riefenstahl – Eine deutsche Karriere
Aufbau-Verlag, Berlin; 600 Seiten; 25 Euro

Lutz Kinkel
Die Scheinwerferin – Leni Riefenstahl und das »Dritte Reich«
Europa Verlag, Hamburg; 380 Seiten; 26,90 Euro

Propagandaästhetik der Nazis. Immer wieder kopierten Goebbels' Helfer die Bildsprache der Riefenstahl, wenn auch viele Ideen eigentlich von ihren Kameraleuten stammten „Sie war völlig besessen, sie war wild“, berichtete ihr Mitarbeiter Heinz von Jaworsky später. Nur perfekte Bilder fanden am Schneidetisch Gnade. „Wenn die Aufnahme nicht gut ist, raus damit, mach's noch mal.“

Leider beherzigt Trimborn das eherne Gesetz seines Untersuchungsobjekts selbst nicht. Allzu oft verliert er sich in Nebensächlichkeiten, um ja nur kein Detail auszulassen. Wer sich über Riefenstahls Rolle im Dritten Reich kompakter informieren möchte, ist bei der Studie „Die Scheinwerferin“ besser aufgehoben. Geschickt verbindet der Historiker und Journalist Lutz Kinkel „Innen- und Außenansichten der Frau Riefenstahl“, legt den „brutalen Ehrgeiz“ und die hemmungslose Arbeitswut der Regisseurin schonungslos offen. „Es interessiert sie auch nicht, ob es 100 000 Mark kostet oder eine Million, ob es ein Jahr dauert oder zehn“, zitiert Kinkel den Kameramann Jaworsky.

Wie tief die Riefenstahl als Symbolfigur mit dem Dritten Reich verbunden war, zeigen die Planungen für ein riesiges Studiogelände, das Hitler seiner Lieblingsregisseurin schenken wollte. Das über 20 000 Quadratmeter große Areal sollte, so weisen Trimborn und Kinkel unisono nach, vollends von der

Partei finanziert werden – und an Aufträgen war kein Mangel. „Der Führer baut seine Hauptstadt“ sollte ein Film über Hitlers maßlose Planungen für „Germania“ heißen. 700 000 Reichsmark waren für das Werk bereits bewilligt. Riefenstahl ließ ihren ehemaligen Mentor, den Bergfilmer Arnold Fanck, die Dreharbeiten überwachen. Wie dieser



FRANK MUECHLER / AFP / DPA

Riefenstahl als Greisin *Freitod in Erwägung gezogen?*

Film aussehen sollte, zeigen etwa fünf Stunden des belichteten Materials, das die Produzentin vor ein paar Jahren an eine staatliche Filmfirma verkaufte, und das erst vor kurzem der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Immer wieder gleiten Riefenstahls Kameras über die Modelle für „Germania“. Vor allem der monströsen „Volkshalle“ gilt das Interesse. 150 000 Menschen sollte sie einst fassen, eine Weltkugel die riesige Kuppel krönen.

Kein Zweifel, die Riefenstahl-Film GmbH war ausersehen, die wirklich wichtigen Filme für das Dritte Reich zu produzieren. Als Hitler seinen Krieg in Polen beginnt, ist die Regisseurin wieder an seiner Seite. Im spannendsten Kapitel von Trimborns Biografie belegen bislang unveröffentlichte Dokumente, wie Hitler ihr im September 1939 persönlich den Auftrag erteilt, mit einem „Sonderfilmtrupp“ den Polen-Feldzug zu filmen. Dort wird Leni Riefenstahl Zeugin einer brutalen Vergeltungsmaßnahme der Wehrmacht gegen die jüdischen Einwohner von Konesque. Nach dem Krieg behauptet

sie zunächst, sie habe nichts gesehen. Erst als Fotos des verzerrten Gesichts von Hitlers Amazone beim Anblick des Massakers auftauchen, gibt sie es notgedrungen zu. Das Team habe damals sofort die Dreharbeiten eingestellt, erwidert sie erfindungsreich. In Wirklichkeit hat Riefenstahl zwar nachweislich beim zuständigen Kommandeur protestiert, um sich dann aber sogleich dem sicheren Tross des siegreichen Diktators in Danzig und Warschau anzuschließen.

So dreht und wendet die Regisseurin ihr Leben immer wieder nach Bedarf, und wer es genauer wissen will, bekommt es mit ihren Anwälten zu tun. Prozesse um ihren guten Ruf, so brüstet sie sich, habe sie stets gewonnen. Und mit jedem Jahr scheint sie ihrem großen Ziel näher zu kommen: Die „Legende Riefenstahl“ soll endlich Wahrheit sein.

Als Junta, die Hüterin des „Blauen Lichts“ in Riefenstahls gleichnamigen Erstlingswerk erkennen muss, dass die Menschen die Magie des geheimnisvollen Bergkristalls zerstört haben, stürzt sie in den Tod. Adolf Hitler hat diesen Film immer besonders geliebt. In einem Interview hat die hochbetagte Regisseurin unlängst zugegeben, ihr Leben sei eigentlich 1939 zu Ende gewesen, auch sie habe den Freitod in Erwägung gezogen. Stattdessen hat sie sich in ihrem Haus am Starnberger See eingebunkert, umgeben von modernster Schnitttechnik. Der Stahlbeton von Luftschutzbauten, so wissen Experten, erreicht erst nach 30 Jahren seine maximale Festigkeit. Das Phänomen heißt „Blauer Beton“. Wann Leni Riefenstahl in ihrem langen Leben diesen Zustand extremster Härte erreicht hat, ist unbekannt. MICHAEL KLOFT